



Bibelarbeit beim  
34. Deutscher Evangelischer Kirchentag  
4. Mai 2013 im St. Marien-Dom  
Johannes 6, 1-15

-Es gilt das gesprochene Wort -

**Davor**

„Danach fuhr Jesus über des Galiläische Meer, das auch See von Tiberias heißt.“ „Danach“. Der Anfang der Geschichte ist holprig. Man merkt sofort hier stimmt der Übergang nicht. Wo es ein *Danach* gibt, muss es ein *Davor* geben. Aber das *Davor* spielt eben nicht in Galiläa, nicht in den Dörfern, durch die Jesus zieht, sondern 150 Kilometer weiter südlich in Jerusalem. Es ist ein weiter literarischer Sprung aus der Stadt Jerusalem nach Galiläa. Keine Reisebeschreibung, keine Zwischenstationen. Anders als in den synoptischen Evangelien ist die Zusammenstellung im Johannesevangelium keine Chronologie der Geschichte des Lebens und Sterbens Jesu mit nachvollziehbaren Wanderschaften. Das Johannesevangelium ist eine „Heils“-Landkarte, die zeigen will: Er ist der Messias. Die Orte, so scheint es, werden schon zweitrangig. Zuvor in Jerusalem gab es die Begegnung mit der Frau aus Samarien am Brunnen, die Heilung eines Kranken am Teich Bethesda und ein Nachdenken über den Täufer Johannes, der nicht mehr lebte. Während die anderen Evangelien berichten, wie Johannes am Hofe des Herodes umgebracht wurde, geht es hier nicht um das „wie“, sondern Jesus spricht schon in der Vergangenheit von seinem Täufer und beschreibt: „Er war ein brennendes und scheinendes Licht; ihr aber wolltet eine kleine Weile fröhlich sein in seinem Licht.“ Joh 5, 35

**Die Ortsnamen**

„Danach fuhr Jesus weg über das „Galiläische Meer, das auch See von Tiberias heißt“. So weit der Sprung nach Galiläa, so gibt es dafür gleich eine doppelte Ortsanzeige, zwei Namen für einen See. Eine Kombination, die man schnell überliest. Doch sie gibt Auskunft über die Menschen, die damals lebten und über die Spannungen, die zwischen ihnen herrschten. „See von Tiberias“ sagten die Neubürger der Stadt Tiberias, die von Herodes Antipas erbaut worden war. Den Namen wählte Herodes zu Ehren des römischen Kaisers Tiberius. Herodes Antipas hatte zu Beginn seiner Regierungszeit (bereits 19. n. Chr.) Tiberias am See Gennezaret als seine neue



Residenzstadt quasi aus dem Boden gestampft. Diese Stadt wird in der Jesusüberlieferung nicht erwähnt. Sie spielt keine Rolle, obwohl es ein dominierender Ort in Galiläa war. Es scheint, als scheute Jesus die Großstädte. Er umgeht sie förmlich. Außer Jerusalem. Und Herodes Antipas, der Erbauer Tiberias, hatte ja dafür gesorgt, dass Johannes der Täufer getötet wurde. Tiberias war eine Stadt im römisch-griechischen Stil, die teilweise auf jüdischen Gräbern gebaut wurde und deswegen für gläubige Juden zunächst als unrein galt. Eine Stadt, die für Handel und Verkehr sorgte, Symbol der Herrschaft, der Macht und des Geldes. Keine Heimat für die, die vom „Galiläischen Meer“ sprechen, die von der Hand in den Mund lebten und auf den Messias hoffen.

Bis heute finden wir die Bezeichnung von Städten, die den Namen von Herrschern oder Imperatoren tragen. Was in der Antike Alexandrien, Tiberias, Caeserea hieß, nannte man im 18. Jahrhundert Karlsruhe oder Ludwigsburg und im 19. Jahrhundert Wilhelmshaven und Friedrichhafen. Und nicht selten wechselten im 20. Jahrhundert die Bezeichnungen der Städtenamen und gaben damit ein Zeugnis von einer besonderen Verehrung: Karl-Marx-Stadt, Leningrad, StalinStadt. Was nach Königen, Ideologen oder Diktatoren benannt wurde, sollte Personen, Regime oder Geschlechter dauerhaft ehren. Doch was dereinst für die politischen Eliten der Herrscher galt, findet heute auch an anderen Stätten einen Niederschlag, wenn wir die Spielorte des Volkes aufsuchen. Einstmals erhielten sie von einer umgebenden Landschaft ihren Namen oder sie gehörten einfach dem Volk. Heute heißt das Volksparkstadion Imtech-Arena. So verliert der Park des Volkes sein Ortsrecht. Von Iduna bis Veltins, von der Allianz bis O2, die Namen der Orte, an denen Menschen leben, die Plätze, an denen sie feiern, werden dem Volk enteignet und gehören denen, die Macht haben. Früher war es die politische Macht, heute die wirtschaftliche. Vielleicht sollten wir darauf achten, was uns die Ortsnamen verraten und wie sie unsere Abhängigkeiten entlarven. Was wäre das für eine schlichte schöne Sprache, die vollständig ohne Werbenamen und Marketingtexte von den Stätten erzählte, an denen Menschen wohnen, feiern und spielen.

### **Das Volk**

„Und es zog ihm viel Volk nach“. Die „Menschenmenge“ heißt im Griechischen „ochlos“. Ochlos meint in der griechischen und in der römischen Literatur den „Pöbel“. Das war keine



wertneutrale Bezeichnung, sondern eine Zuschreibung der Oberschicht an die Unterschicht.<sup>1</sup> Diejenigen, die vom kleinen Landbau, vom Fischen und vom Handwerk sich ernährten und in deren einfachem und oftmals armseligem Leben eine Hoffnung stark geblieben war, sie waren es, die sich auf den Weg machten. Die Hoffnung, dass sich diese Welt wandelt, wenn der Messias erscheint, trieb sie voran. Dieses Volk läuft ihm hinterher. Am Ende waren es 5000 Männer. Frauen und Kinder zählten damals nicht extra, doch vermutlich sind sie hier mit eingeschlossen. Und in dem „ochlos“ kommt bei Johannes eine ganze Milieustudie zum Vorschein und das Konfliktpotential der religiösen Milieus wird nachgezeichnet. So reden die oben über die da unten. Am schärfsten findet sich dieser Konflikt wenig später im Johannesevangelium in einem Streit innerhalb des Volkes wieder. Die Knechte verteidigen Jesus gegenüber den Hohepriestern und den Pharisäern: „Noch nie hat ein Mensch so geredet wie dieser.“ erzählen sie. „Da antworteten die Pharisäern: Habt ihr euch verführen lassen? Glaubt denn einer von den Oberen oder Pharisäern an ihn? Nur das Volk tut's, das nichts vom Gesetz weiß; verflucht ist es.“ Joh 7, 46f - die Verfluchung des Volkes durch die geistliche Oberschicht. In welcher Dreistigkeit und Arroganz reden wir manchmal in den sozialen Schichten übereinander. Aber in welchen Formen sprechen wir auch innerhalb unserer Kirchen von- und übereinander. Der Sozialneid auf die Reichen verzerrt die Züge und der Fluch auf das arme Volk zehrt die Solidarität auf. Wir scheinen uns gewöhnt zu haben an Bezeichnungen, ohne die wir unsere Gesellschaft nicht mehr skizzieren können: Hartz IV-Empfänger. Unterschichtenfernsehen, Präkariat. Und manches Delikt der Armen wird manchmal schärfer verfolgt als Steuerhinterziehung in vielfacher Millionenhöhe. Wankt hier der Gerechtigkeitsmaßstab, der doch das Volk gerade nicht nach sozialen Schichten trennen darf? Fast wehmütig hört man dem Ruf „Wir sind das Volk“ nach, der 1989 durch die neuen Bundesländer schallte und auch ein Protestschrei und ein Hoffnungsruf gegen politische Eliten war.

### **Jesu Rückzug**

„Und es zog ihm viel Volk nach, weil sie die Zeichen sahen, die er an den Kranken tat.“ Eine Pilgerschaft, die den Kranken-Heilungen folgt und darin eine Ahnung des eigenen Heils spürt. Doch Jesus entzieht sich ihnen. Diese Erzählung aus dem Evangelium zeigt am Anfang und am Ende einen Rückzug Jesu. Angesichts des Volkes sucht Jesus die kleine Gemeinschaft seiner Jünger, und zum Ende entzieht er sich ganz allein der Menge. Alle Bilder, die ich von der Speisungsgeschichte erinnere, sind Bilder mit vielen Menschen. Zahlreiche Gesichter, die dicht um

---

<sup>1</sup> Vgl. Carsten Jochum-Borthfeld, Als 5000 Menschen satt wurden. Vorbereitungsheft des DEKT.



Jesus herum sind: ein weiß gekleideter großer Mann und viele Menschen in braunen Kleidern drängen sich heran. Von Jesu „Allein-sein“ oder seiner Einsamkeit erinnere ich in diesen Bildern keine Spur. Dabei kann man erkennen, dass Jesus sich eigentlich fortwährend dem Volk entzieht. Jesus spricht selten zur Masse. Die prägenden Dialoge sind fast immer Einzelgespräche. Oftmals stehen Menschen um ihn oder seinen Jüngerkreis herum. Lauschen, hören, fragen und zeigen ihren Unmut oder ihre Zustimmung. Viele spannende Passagen jesuanischer Botschaft sind Dialoge. Mit reichem Jüngling, sorgendem Hauptmann, schweigender Frau, fragenden Jüngern, mit Gott und dem Teufel. So wie Jesus die Städte meidet, sie förmlich umgeht, so meidet er den Kontakt mit der Masse, manchmal läuft er davon. Die wichtigsten Gespräche sind Einzelgespräche. Man kann in dieser berühmten Geschichte erkennen, dass Jesus geradezu eine besondere Intimität sucht. Er findet sie in seinem Jüngerkreis. Und er findet sie, am Ende der Erzählung, in der Einsamkeit, allein mit Gott. Vermutlich hätte Jesus Kirchentage gehasst; es wären ihm einfach zu viele Menschen gewesen. Jesus flieht vor seiner Popularität, weil er sie als Gefahr erkennt. Er weiß, er wird viele Erwartungen enttäuschen und Hoffnungen zerstören. Und als er „merkte, dass sie kommen würden ihn zu ergreifen, um ihn zum König zu machen entwich er wieder auf den Berg, er selbst allein.“ heißt es am Ende des Abschnitts. Joh 6,15

Bei Tomás Halík, einem tschechischen Priester, der 1978 heimlich zum Priester geweiht wurde las ich in seinem Buch „Nachtgedanken eines Beichtvaters“ sein Bekenntnis: „Ich kann mir nur schwerlich vorstellen, dass die Aufforderung zur kollektiven Frömmigkeit auf irgendeiner Versammlung mit Transparenten „Jesus liebt dich“ und mit einem unerträgliche lächerlichen Händeklatschen wie im Sturzflug über mich hereingebrochen wäre. Übrigens haben zur Zeit meiner Konversion die Stadien und Zirkuszelte noch ausschließlich ihrem ursprünglichen Zweck gedient und sind nicht für religiöse Clownereien hergegeben worden. Als hilfreich empfiehlt er: Skepsis, Ironie und Treue gegenüber dem kritischen Verstand. Halík bleibt in der persönlichen Begegnung, mit einer Abneigung gegen Megaphone und einer schamlosen Leichtigkeit, die Gott banalisiert, wenn sie über ihn oder mit ihm redet. „Ich selbst habe mich dem Glauben langsam angenähert“, formuliert er. Und ich spüre seine Nähe zu diesen Einsamkeitsszenen Jesu in unserem Text.<sup>2</sup>

### **Verräterische Frage**

Da steht oder sitzt er nun mit seinen Jüngern. Mit Verben der Sinneswahrnehmung geht diese Erzählung sparsam um. Nur Jesus wird als Sehender beschrieben. Er sieht die große

Menschenmenge (V.14). Er sieht nicht zuerst auf Umstände oder Unmöglichkeiten sondern reagiert fast mit einer pragmatischen Geste. ‚Viele Menschen, zum Teil weit ab von ihrem zu Haus, wie bekommen wir sie satt.‘ Das ist seine erste Sorge. Und er hat einen Plan. Die Sättigung der 5000 ist ein Testfall. Nicht nur vor fast 2000 Jahren in Galiläa, sondern für die Humanität der Weltgesellschaft. Es ist ein Testfall für die Solidarität über die Grenzen des Sichtbaren hinweg zur Überwindung des Hungers in dieser Welt. Der Plan Jesu ist total: Alle müssen satt werden. Nicht nur der Kreis der Familie, nicht nur die Großfamilie, nicht nur die Dorfgesellschaft, 5000 Menschen, das Volk, jeder! Doch der Testfall besteht in der verräterischen Frage, die Jesus an seinen Jünger Philippus stellt. Es ist die Frage nach einer notwendigen wirtschaftlichen Leistungskraft zur Lösung eines humanitären Problems. Es ist eine entscheidende Frage. Vielleicht ist sie viel entscheidender als die scheinbare Brotvermehrung, die wir sonst mit der Speisung assoziieren. Jesus fragt viel. Fast 300 Fragen sind in den Evangelien aufgeführt. Zieht man die synoptischen Doppelungen ab, bleiben immer noch 200. Viele Fragen sind rhetorisch. Meist sehr knapp. Manche gehen tief, viele bleiben unbeantwortet. Einige Fragen sind so schön, dass man sie nicht mit einer Antwort zerstören sollte. „Wen suchst Du?“ (Joh 20,15) „Wer sagt ihr, dass ich sei?“ (Mk 8, 29), „Warum seid ihr so furchtsam“ (Mt 8,26), „Was fragst Du mich?“ (Joh 18, 21) „Hast Du mich lieb?“ (Joh 21,16) Es sind knappe offene Fragen zumeist. Es gibt darauf oft nicht nur eine einzige Antwort, sondern viele verschiedene. Und alle sind richtig, wenn sie persönliche Antworten sind. Antworten des Glaubens. Manche Fragen sind tückisch. Es sind Fragen der Versuchung. Diese Frage an Philippus ist eine Prüfungsfrage. Jesus entlarvt seinen Jünger, er entlarvt uns. Philippus, der Kosten-Nutzen-Rechner fängt beim Stichwort „kaufen“ sofort an zu rechnen. Diese kleine Frage ist entlarvend. Sie reißt unser Denken aus der Gefangenschaft der Ökonomie. Alle Probleme scheinen wirtschaftlich lösbare Probleme zu sein. Alle Fragen lassen sich mit Geld lösen. Was können wir kaufen? Ich will nicht dem Medium Geld anhand dieser Geschichte die Bedeutung nehmen. Ich will dem Geld allerdings seine Dignität nehmen. Es geht darum, wann wir anfangen über das Geld zu reden. Und diese Prüfung hat Philippus nicht bestanden. Nicht, weil er ausgerechnet hat, wie weit man mit 200 Silbergroschen kommt. Sondern weil der Beginn des Nachdenkens über die Sättigung der Menschen, wohlgerneht der leiblichen wie der geistlichen Sättigung, niemals mit der Frage des Geldes beginnen darf. Wir scheitern täglich an dieser Frage Jesu. Wir scheitern vor jeder Tagesschau mit den Börsennachrichten an dieser Frage. Wir verstricken uns in ökonomische Zusammenhänge

---

<sup>2</sup> Tomás Halík, Nachtgedanken eines Beichtvaters, Freiburg 2012, 81f



und glauben – trotz aller anderen Anzeichen - ernsthaft, das wären die ersten Fragen, die wir beantworten müssen, wenn es um die Perspektive der Gesellschaft, um die Lage der Welt, um die Zukunft dieser Erde geht. Wir scheitern kläglich. Wir messen unser Wohlergehen im Bruttoinlandsprodukt und verharmlosen damit die wesentlichen Fragen, weil wir so die Leistungen, die als geldbasierte Arbeitsteilung zustande kommen, zuerst in den Blick nehmen. Ein Superintendent aus einer ländlichen Region, die stark vom demographischen Wandel betroffen ist, korrigierte mich jüngst, als es um Armut auf dem Lande ging. Ich dachte dabei über alle möglichen Projektförderungen und Finanzspritzen für Initiativen nach. „Geld hat die Probleme in diese Region gebracht, mit Geld werden Sie die Probleme nicht lösen.“ Das war sein knapper Hinweis. Man ändert diese Welt nicht, wenn die erste Frage lautet: Was kostet das? Oder: können wir es kaufen? Und die erschütternde Einsicht bleibt, dass zunehmender Wohlstand kein Wachstum des Glückes hervorbrachte.

### **Das Kind**

In der Konsequenz werden nicht die Leistungsdaten, die Renditen oder Zinserträge die Menschen sättigen, sondern eine grundlegend andere Haltung. Und während Philippus eine Bilanz erstellt, taucht jemand auf, der von Bilanzen und Wirtschaftsfragen keine Ahnung hat: Ein Kind. Und es hält einem anderen Jünger, Andreas, die fünf Gerstenbrote und zwei Fische entgegen. Was macht Andreas? Er sieht die Menge an Menschen und ihm ist klar: das ist völlig aussichtslos. Die Skeptiker scheinen das letzte Wort zu haben. Eine Hoffnung für das Volk verfliegt durch kühle Berechnung und strategische Erfahrungswerte. Doch die Welt ändert sich nicht durch strategische Ziele und wissenschaftlich abgesicherte Prognosen. Unserer Hoffnungen sind oft gefangen in Prognosen und Statistiken. In Tortendiagrammen werden die Freiheit des Geistes, die Anarchie der Ideen und die Dynamik unserer Utopien hospitalisiert. Die impotente Prognostik der Finanzwirtschaft, die uns vor wirtschaftlich-kritischen Situationen doch warnen sollte, konnte mit der Gier, dem Spieltrieb, der Schwarmintelligenz nicht umgehen und versagte vor radikalen Zusammenbrüchen oder Überforderungen von Finanzinstitutionen. Dennoch werden die Prognosen und die fragwürdigen Vorhersagen einer Wirtschaftsentwicklung die Leitlinien des Handelns bleiben. Doch dürfen wir allein von ihnen abhängig bleiben? So wie ihre Aussagekraft oft für die negativen Entwicklungen nicht reichte, so sollten wir sie auch durch positive Überraschungen stören. Nicht den Skeptikern und Unheilspropheten ist es aufgetragen, die Zukunft dieser Welt vorherzusagen. Nicht die Apokalyptiker dürfen das letzte Wort behalten, wenn es um die Gestaltung unserer Erde geht. „Die modernen apokalyptischen Deutungen



menschlicher Endzeiten sind Säkularisierungen biblischer Apokalyptik und haben mit ihr nur noch die Katastrophe, aber nicht mehr die Hoffnung gemein. Sie reden vom Ende ohne Anfang und vom Gericht ohne reich.“<sup>3</sup> Doch es gibt auch die Gottesüberraschung. Die große barmherzige Geste Gottes, die auf die Wirklichkeit antwortet, sei sie auch noch so bedrohlich, sündhaft oder aussichtslos. Und sie antwortet nicht mit Zerstörung und Vernichtung, sondern heilend. Inmitten von Kalkulation, Berechnung und Resignation taucht das Kind auf. Dieses Kind stellt zur Verfügung, was es hat: zwei Fische und fünf Gerstenbrote. So naiv kann nur ein Kind sein. Dieses Kind wird nur hier bei Johannes erwähnt. In allen anderen Speisungsgeschichten kommt es nicht vor. „Paraidon“, das kleine Kind, der Jüngling. Jedem fallen Geschichten ein, von Kindern, Enkelkindern, kleinen Freunden, die mit einer wunderbaren und zukunftsfrohen Sichtweise die Welt zu Recht rücken. Sie widersetzen sich der Logik des Marktes, sie leben in fröhlichem Tauschhandel, in Gesten der spontanen Zuneigung oder harscher Abkehr. So sind Kinder nicht nur ein Sinnbild unserer Hoffnungen, also dessen, was wir wünschen und erwarten, sondern sie sind das Sinnbild der Hoffnung Gottes auf uns. Auf jedes Kind fällt das Licht der Hoffnung. In jedem Neugeborenen ist ein kleiner Anfang des Reiches Gottes gegenwärtig. Der Schein des Friedensreiches Gottes leuchtet mit jedem Kind in diese Welt. Kinder gehören in diese eschatologische Dimension hinein, in der sie sich selbst entwickeln. Sie sind Botschafter Gottes in unserer Welt. Und zugleich erinnern uns die Kinder in einzigartiger Weise an unseren Auftrag in der Welt. Sie sind Botschafter Gottes, nicht nur, weil sie für die bleibende Treue Gottes zu seinem Volk, zu uns Menschen stehen. Kinder erinnern uns an die Weisungen Gottes für diese Welt. Wenn wir heute so intensiv wie niemals zuvor von der Verantwortung für die nächsten und übernächsten Generationen sprechen, dann reden wir über unsere Kinder und Kindeskiner. Eine jüdische Legende hält diese Verantwortung wach: „Als Gott dem Volk Israel die 10 Gebote geben wollte, da forderte er Garantien, dass sein Volk diese Gebote auch halten würde. Die Alten und Weisen des Volkes überlegten lange, kamen zu Gott und sprachen: „Wir bieten dir unsere Propheten.“ Gott aber schüttelte den Kopf, „Nein, für die Propheten gebe ich sie euch nicht, meine Weisung und meine Gebote.“ Die Ältesten des Volkes zogen sich erneut zurück, berieten lange und unterbreiteten schließlich Gott ihr neues Angebot: „Wir geben dir unsere Väter, Abraham, Isaak und Jakob.“ Doch wieder lehnte Gott ab. „Nein, für eure Väter, bekommt ihr sie nicht.“ Enttäuscht versammelten sie sich wieder, hielten lange Rat. Als sie nach Tagen erneut vor Gott standen, erhob der Älteste seine Stimme: „Wir geben dir unsere Kinder, sie

---

<sup>3</sup> Jürgen Moltmann, Das Kommen Gottes. Christliche Eschatologie. Gütersloh 1995, S. 253





sollen die Garanten sein, dass wir deine Gebote halten.“ Und Gott gab dem Volk Israel seine Gebote. Das Kostbarste zum Kostbarsten. Die Erzählung berichtet: Nur das Wertvollste, das wir haben, die Kinder, sind gut genug für das Wertvollste, das Gott seinem Volk geben kann. Kinder und die Gebote Gottes gehören in einzigartiger Weise zusammen. Gott vertraut uns seine Weisungen für ein Leben in Frieden und Gerechtigkeit an. Und wir erkennen, dass es unsere Kinder sind, denen wir diese Gebote schulden – durch Vorleben, durch religiöse Erziehung und durch eigene Glaubwürdigkeit – ob in der Familie, im Elternhaus, im Kindergarten, in der Schule oder der Gemeinde. So werden dann die Kinder wiederum für ihre Kinder glaubwürdige Garanten für eine menschliche Gemeinschaft werden, in der man die Weisungen Gottes achtet. Die Weisungen allein reichen nicht, es braucht Kinder mit Orientierungs- und Glaubenswissen. Erst aus beidem gemeinsam erwächst uns eine gute Zukunft.

So ist jedes Kind eine Chance für das kommende Friedensreich und wird zu einem kleinen Zugang zur messianischen Zeit. Alles begann mit einem Kind. Wie ein Zitat des Weihnachtsgeschehens taucht auch hier, mitten in der menschlichen Ratlosigkeit und Resignation, ein Kind auf. Und das Wort des Engels in der Weihnachtsnacht klingt auch über dieser Speisungsszene: Fürchtet Euch nicht! Furchtsamkeit in dieser Welt ist keine christliche Haltung, Resignation schon gar nicht. Das Kind glaubt, was niemand sonst mehr glauben kann. Der Unglauben lässt nicht viele Zeichen geschehen und im Kleinglauben kann man das Böse nicht besiegen. Aber alles ist dem möglich, der glaubt (Mk 9,23). Dafür steht das Kind auf.

### **Die Austeilung**

Jesus nimmt dieses kindliche Angebot an und empfängt Brot und Fische aus der Hand des Kindes. Dann signalisiert er den Jüngern, dass die Menschen sich lagern sollen. Und wo lagern sie sich? Die Erfindung der Landschaft gab es zu Zeiten der Bibel noch nicht. Wer jemals durch Israel gereist ist, wundert sich, dass man über dieses faszinierende Land keine eindrucklichen Landschaftsbilder in den Evangelien liest. Die Blicke zum schneebedeckten Hermon, die sprudelnden Jordanquellen, Abendbilder am See Genezareth mit Blick auf den Golan, nichts davon. Deshalb ist das Setting für die Speisung der 5000 etwas besonderes. „Es war aber viel Gras an dem Ort“. Ein Hinweis auf den Platz, an dem die Menschen sich lagern. Ich stelle mir einen leicht abschüssigen Lagerplatz mit Wiesengras vor und höre Anklänge an Psalm 23: „Er weidet mich auf grüner Aue und führet mich zum frischen Wasser.“ An diesem Ort ruht sich eine Sehnsucht aus. Sie wird nicht endgültig erfüllt, aber sie darf dort dauern in der Gemeinschaft der vielen und hoffen auf eine Verwandlung.





„Und er dankte und gab Brot und Fische an die, die sich gelagert hatten.“ Und dann passiert nichts oder zumindest wird nicht der Vorgang des Verteilens geschildert. Und auffällig ist, dass dieses Wunder der Speisung nichts von einem Wunder der Brotvermehrung erzählt. Nirgends im Text wird davon gesprochen, dass zuerst das Brot mehr werden müsse, bevor es verteilt werden kann. Kein Wort darüber, dass eine ausreichend große Menge an Nahrungsmitteln entsteht, so dass es für alle reichen wird. Das was da ist, muss reichen. Mehr gibt es nicht. Die Ressourcen sind endlich und begrenzt.

### **Gnadenwirtschaft**

Kurt Marti hat diese Form der Verteilung des Wenigen in wundervolle Worte gefasst.

haben und teilen

wenig haben

austeilen

weniger haben

mehr austeilen

nichts haben

viel austeilen

in der wüste die lustige wirtschaft

wo das wort zum wirte geworden

bis alles verteilt

und alle gehabt.

Der Titel über diesen Zeilen, den Marti gewählt hat, heißt „Gnadenwirtschaft“. Es scheint ein Wort, das zwei Dinge verbindet, die nichts miteinander zu tun haben. Wirtschaft und Gnade. Wirtschaftliches Handeln folgt, so erfahren wir es ja täglich, nicht einer Gnadengeste. „Die Wirtschaft ist um des Menschen willen da, sie ist kein Selbstzweck. Wo das Geld zum Mittelpunkt wird, wird das Wirtschaften unmenschlich“.<sup>4</sup> Die Sätze von Kurt Marti bestechen durch den Blick auf das Ganze. Die Verteilung ist der Akt der Gnade an allen. Grundsätzlich geht es um Verteilungsgerechtigkeit in unserer Gesellschaft. Und die Erkenntnis wächst, dass das verantwortbare Gestaltungsprinzip für die Zukunft nicht allein Wachstum heißen kann, sondern eine gerechte Verteilung. Der Abbau von Ungleichheit ist der Weg zur Verbesserung der sozialen Lebenswelt und Lebensqualität einer ganzen Gesellschaft. Nicht das Gesetz des Mehr sondern die

---

<sup>4</sup> EKD, Wie ein Riss in einer hohen Mauer, 2009

Weisung des gerechten Tuns wird gelten. Also eine Befreiung von dem Überfluss, der unser Leben verstopft und unsere Daseinsform so verletzlich macht.

Wir erleben die Gnade oftmals als Almosengeste. Wie gehen wir mit Mangelsituationen um? Wie entsteht aus dem Teilen die Antwort auf die ernüchternde Einsicht, dass es scheinbar genug zum guten Leben gibt?

### **Tafeln in Deutschland**

Mangelsituationen sind selten gut. Für die vom Mangel Betroffenen haben sie kaum etwas Positives. Wir haben Speisungen in unserem Land eingeführt, die umstritten sind. Umstritten sind sie aus sozialpolitischen Erwägungen und doch helfen sie konkret vielen Menschen. Die momentane Diskussion anlässlich des 20-jährigen Jubiläums der Tafelbewegung in Deutschland zeigt etwas von dem irritierenden Potential, das eine Mangelsituation hervorbringen kann. Seit 20 Jahren sind die Tafeln in Deutschland ein Erfolgsmodell, das seinesgleichen sucht. Selten hat es ein bundesweites Konzept gegeben, das eine naheliegende Lösung so erfolgreich umgesetzt hat und von so viel ehrenamtlichen Engagement getragen wird. Die Arbeit der Tafeln hat direkte Not gelindert und zwei Probleme ins Bewusstsein gerückt: Die Armut und die Lebensmittelverschwendung in unserem Land, zwei unerträglich entgegengesetzte Pole. Beides wurde lange nicht wahrgenommen.

Doch gerade deshalb sind 20 Jahre kein Grund zum Feiern: Diese Hilfe ist kein Ersatz für sozialstaatliche Leistungen. Ein solches bürgerschaftliches Engagement entbindet den Staat nicht von der Fürsorgepflicht für seine Bürger. Daseinsvorsorge ist zuallererst Aufgabe des Staates und kann nicht von Wohlfahrtsverbänden und Kirchen übernommen werden. Wir brauchen eine nationale Strategie zur Vermeidung der Armut und dafür ist ein enges Zusammenrücken von Politik, Wirtschaft, Kirchen und Wohlfahrtsverbänden und der Wille aller gefragt. Erst wenn die letzte Tafel überflüssig geworden ist, dann können wir feiern. Doch wir lernen in der Tafelbewegung in neuer Weise das Teilen. Es ist keine Brotvermehrung, sondern eine Geste der Gerechtigkeit, die mit dem, was es gibt, anders umgeht. Deshalb darf Gnadenwirtschaft nicht eine schöne Übersetzung von Almosen sein, sondern sie muss in den Wirtschaftskreislauf Instrumente installieren, die zu mehr Gerechtigkeit führen.

Mangelscheinungen sind nicht gut. Und von Chancen des Mangels zu reden, fordert Behutsamkeit. Die Rede kann leicht zynisch werden. Die Sprache muss aufmerksam bleiben für die Schädigungen des Lebens, die aus Mangel entsteht. Ich sehe uns in der Nähe der beiden Jünger, die ängstlich und mutlos ihre Kosten-Nutzen-Rechnung eröffnen. Nie reicht es aus. Nie

wird es genug sein. Und bezahlbar ist das Ganze auch nicht. Die Erzählung von den fünf Broten und zwei Fischen ermutigt zum Blick auf Chancen, die in Mangelsituationen stecken können. Niemand hätte diese Begebenheit weitererzählt, wenn alle genug Brot für sich dabei gehabt hätten. Gemeinschaft oder Solidarität hätte es nicht gegeben. Gemeinschaft entsteht, wenn alles auf den Tisch kommt. Und sie entsteht, wenn Menschen sich auch trauen zu nehmen. Wenn der Umgang mit begrenzten Ressourcen nicht nur ein technokratisches Zahlenspiel bleibt, stecken darin Chancen. Ich habe viele gute Initiativen von Kirchengemeinden gesehen, die Teilhabe ausübten. Sie nahmen die Menschen mit hinein in ihre Gemeinschaft, in dem sie teilten. Vielleicht sind christliche Gemeinden Vorbilder in vielen Quartieren und Nachbarschaften in diesem Teilungsverständnis.

### **Sharing – vom Teilen**

Manchmal brauchen Dinge, die naheliegend sind, einen besonderen Namen: „Shareconomy“ ist für mich ein solcher Begriff. Leider in Englisch. Er wurde von Harvard-Ökonom Martin Weitzmann geprägt und besagt, dass sich der Wohlstand für alle erhöht, umso mehr unter allen Marktteilnehmenden geteilt wird. Die Idee, die dahinter steht, ist nicht neu. Aber gut. In den letzten Jahren gewann Shareconomy besonders im Blick auf das world wide web an Bedeutung: Wissen wird nicht nur konsumiert, sondern mit Hilfe von Web-2.0 Technologien weiterverbreitet. Im Gefolge setzt sich der Gedanke durch: Gebrauchsgüter werden gemeinsam gekauft und genutzt oder verliehen: Carsharing, Landsharing, Gardensharing, Wohnungssharing, Co-Working und das Sharing von Versicherungen. Bislang sind das oft nur regionale, höchstens nationale Insellösungen, für die globalisierte Wirtschaft steht bis zu einer Nutzung noch ein langer Weg bevor. Die CeBIT hat es 2013 zu ihrem Leitthema gemacht und damit die Zunahme dieser Bewegung unterstrichen. Wir teilen unsere Kirchenräume, wir teilen unsere Kirche mit anderen Menschen, wir teilen unsere Häuser. Es sind Ansätze, die ich als so dynamisch erlebe, dass wir uns ihnen nicht entziehen werden. Und als Kirche können wir als große „Mitteilungs-Gemeinschaft“, mutig voran gehen. Eine „liquid democracy“, die ansetzt an den Orten und in den Projekten, bei denen ich etwas beitragen, einfügen oder vermitteln kann führt diese Teilung auf der Kommunikationsebene weiter. Ein Ressourcen- und Wissenskanon eines ganzen Dorfes, einer Stadt, eines Landkreises, lässt Motive und Erwartungen fließen, bewegt Haltungen und schärft das gemeinsame Bewusstsein. Diese Teilungsszenarien sind faszinierend demokratisch. Sie entstehen in kleinen Gemeinschaften oder Gruppen, in Kirchengemeinden. Sie kommen nie von oben.



## Von den Wundern

„Jesus aber nahm die Brote, dankte und gab sie denen, die sich gelagert hatten“.

Unspektakuläre Gesten. Jesus tut das, was jeder Hausvater oder besser jede gute Mutter tut. Als die Menschen das *Zeichen* sehen, erkennen sie: „Das ist der Prophet, der in die Welt kommen soll“. Wir müssen nicht im naturwissenschaftlichen Sinne diese Geschichte als Wunder deuten. Immer wieder wird in der Diskussion um den historischen Jesus die Wunderfrage gestellt. Es besteht kein Grund, beim aufmerksamen Lesen an der Historizität ungewöhnlicher Taten Jesu zu zweifeln. Man kann sie als Wunder beschreiben oder eben als außergewöhnliche Zeichen. Es ist etwas, was Staunen erregt und über das Ereignis selbst hinausweist. Manches ist unglaubwürdig, weil es mit den üblichen Vorstellungen nicht erklärbar war. Man wird dieser Erzählung des Speisungswunders nicht pedantisch an den Fakten messen können sondern muss auf den Symbolgehalt achten. Jesus wollte die Welt nicht mit Wundertaten verbessern.<sup>5</sup> Das Programm einer solchen Weltbeglückung galt für ihn als Einflüsterung des Satans. Demonstrationswunder sind ihm fern. Er erkennt die Not von Personen, er sieht den Hunger des Volkes und die Gefangenschaft in Krankheit und Leid; und er hilft. Man muss das immer anführen, angesichts einer Fülle von Weltbeglückungsphantasien mit großen, wundersamen Versprechungen, die durch unsere Alltagswelt ziehen. Welche verheißungsvollen Dinge und Geschehnisse werden uns prophezeit. Hohes glückliches Alter, finanzielle Rundumversorgung, vollständige Heilungen. Die Zeichen Jesu sind immer die Verkündigung der Herrschaft Gottes. Sie gehen weit über die konkret erfahrene Erfüllung hinaus. Kurz nach unserer Erzählung heißt es im selben Kapitel: „Das ist Gottes Wort, dass ihr an den glaubt, den er gesandt hat.“ Joh 6, 29. Und so beginnt unmittelbar nach dieser Geschichte auch schon die Interpretation des Speisungswunders im Johannesevangelium. Das Volk sucht ihn. Sie haben erlebt, was geschehen ist und bleiben angezogen von diesem Wunderrabbiner. Jesus durchblickt ihre Absicht und antwortet mit dem Satz: „Ich bin das Brot des Lebens“. So wird aus dieser Erzählung eine Hinführung zum Abendmahl.

Diese Speisung ist nicht nur ein Wunder des Teilens sondern ein Zeichen für eine andere Gottesbeziehung. Diejenigen, die die Vollmacht Jesu erleben und im Teilungswunder erfahren, folgen ihm nach. Für sie wird aus der praktischen Sättigung eine sakramentale Handlung. Und so muss für uns – umgekehrt - die sakramentale Handlung immer wieder zur praktischen Speisung und in die konkrete Weltverantwortung führen. Es ist nicht das Zeichen der Sättigung, sondern



aus dem Hunger nach Sinn, wird die Sehnsucht nach Gott gestillt. Heinz Zahrnt schrieb einmal: „Je mehr Menschen für sich selbst erkennen, dass der Mensch nicht vom Brot allein lebt, desto mehr Menschen werden in der Welt Brot zum Leben haben.“<sup>6</sup> Im Abendmahl werden wir gesättigt mit dem Brot des Lebens. Und aus dieser Gemeinschaft fließt das Teilungswunder zurück in die Welt.

### **Das Sakrament**

Für mich gehören diese Fragen nach dem Hunger in der Welt und dem Sakrament ganz dicht zusammen. Diese Verbindung hat mit einer persönlichen Geschichte zu tun. Mein erstes Sakrament, das ich entdeckte, war ein Sakrament, das mit Hunger zu tun hatte. Es ist eine Erinnerung als Kind. Das Sakrament lag im Nähkasten meiner Mutter. Beim Spielen hatten wir den Nähkasten aufgezogen. Fächerartig war er aufzuklappen aus dunklem Holz und dort ganz unten zwischen den Stoffresten, Hosengummis und den Dosen mit Knöpfen lag eine kleine Plastiktüte. Eine ganz alte, gräuliche, umwickelt mit einem Gummiband. Es wirkte geheimnisvoll. Doch wie Kinder sind zog die Neugier uns an. Aufmachen ging nicht. Ein bisschen pulen und schieben, zur Seite drücken. Der Inhalt war hart. Steinhart, aber für einen Stein oder ein Stück Eisen war es wiederum zu leicht. Da der Nähkasten nicht zu den Tabuzonen in unserm Haus gehörte, ich also in erlaubten Regionen mich herumtrieb, brachte ich schließlich dieses komische Etwas in dünnem Plastik zu meiner Mutter. Sie nahm es, wir saßen als Kinder mit den Geschwistern zusammen am Küchentisch und meine Mutter wickelte es aus. Es war schwarz und viereckig. Ein altes, ganz altes Stück Schwarzbrot.

Und dann erzählte meine Mutter. In kurzen Sätzen von einer Zeit, in der es kein Brot gab. Überhaupt nichts zu essen. Erzählte, dass Hunger weh tut, richtig weh tun kann. Und von Monaten, vielen Monaten, die sie im Krieg und auf der Flucht erlebt hatte, wo es immer wieder weh tat. Irgendwann später, vielleicht viele Jahre danach hatte sie dieses Stück Brot als Jugendliche eingewickelt, zur Seite genommen und aufbewahrt. Eine Erinnerung an Zeiten, die so furchtbar waren, dass wir Kinder keine Vorstellung davon bekommen konnten. Eine Erinnerung an verzweifelte Stunden, aussichtslose Tage, sie gemeinsam mit ihrer Mutter unterwegs von Pommern nach Westen.

Irgendwie hatten wir was verstanden. Als vor uns auf dem Küchentisch dieses schwarze, ungenießbare Brot lag und meine Mutter es wie etwas ganz Kostbares zurück in die Plastikhülle

---

<sup>5</sup> G. Ebeling, Dogmatik des christlichen Glaubens. Tübingen 2012, Bd1. S.463

<sup>6</sup> Heinz Zahrnt, Aufklärung durch Religion. Der dritte Weg. München 1980, S. 90.



einwickelte, vorsichtig das Gummiband darum spannte und wir es dann zurück in den Nähkasten legten. Ich glaube, es liegt immer noch dort. Diese Stückchen Brot war ein Zeichen der Bewahrung in schrecklichen Zeiten, ein Zeichen für lebenslange Dankbarkeit. Meine Mutter hatte kein Stück Brot aufbewahrt. Sie hatte ein Symbol, einen unbezahlbaren Schatz zwischen die Knöpfe und Häkelnadeln gelegt.

Es gibt viele Deutungen des Brotes, von dem das Johannesevangelium uns erzählt. Die einen verstehen es allegorisch, das Brot ist die geistliche Speise. Andere betonen die moralische Bedeutung und beziehen sich auf den Geiz der Jünger und rufen auf zu diakonisch-caritativem Tun. Die soziale Deutung versteht das Vermehrungswunder als göttliche Sorge für das leibliche Wohl des Menschen und knüpft an die Bitte des Vater unsers an: „Unser täglich Brot gib uns heute.“ Für mich liegt die eschatologische Deutung, die über unser Wissen hinausgeht und ein Anzeichen für die kommende Gegenwart Gottes in dieser Welt ist, die überzeugendste. Aus ihr entwickeln sich alle anderen Deutungen.

Ein kleines getrocknetes Stück Schwarzbrot zwischen Häkelnadeln war nicht nur ein Zeichen der Dankbarkeit, sondern ein Vorgeschmack auf die messianische Heilszeit. Dieses Sakrament erzählt eine Geschichte und sakramentale Geschichten sind Erzählungen der Provokation. Das heißt: Sie rufen uns heraus. Sie fordern uns. Denn es handelt sich um erzählende Dinge und Situationen, die Menschen in eine andere Wirklichkeit hinein nehmen. Es ist keine Wirklichkeit, die wir schaffen, sondern eine Wirklichkeit, die beschreibt, was noch vor uns liegt: die neue Schöpfung, die durch eine neue Gegenwart Gottes in ihr bestimmt wird. Eine Welt, die durchdrungen ist von göttlicher Gegenwart und Anteil nimmt an der unerschöpflichen Lebensfülle Gottes, in der all unser Pragmatismus Vergangenheit ist. Eine sakramentale Welt, in der sich alles auf Gott bezieht und von ihm her versteht.<sup>7</sup>

Noch sind wir nicht dort. Noch leben wir in der Zeit der irdischen Schöpfung, die wir in aller Gebrochenheit gestalten und verantworten. Noch gehen wir durch dürre Zeiten und Hungerjahre. Doch unsere Zuversicht lebt davon, dass bereits jetzt der Schein aus der Zeit der Ewigkeit Gottes auf uns fällt und Bewahrung und Verheißung sich in unser Leben einzeichnen. Das kleine getrocknete Stück Schwarzbrot erzählt von dieser Begabung des Glaubens, die dem Noch-nicht das Schon-jetzt an die Seite stellt.

Religiöse Wahrheit ist niemals eine abstrakte Formel oder der Ausdruck eines logischen Gedankenschlusses, sondern gelebte Erfahrung. Es geht um die Umstände der Menschen



angesichts der Fülle an Erwartungen. Es geht um Leben aus der Konzentration, um einen neuen Blick auf den Mangel zu erhalten. Nicht das Wenige ist unsere Herausforderung, sondern unser Einverständnis zum „Weniger-werden“. Davon erzählt diese Geschichte.

Wir werden sehen, welch' wundersames Erstaunen in der Nachfolge Gottes noch geschehen wird.

#### Literatur:

*Ruben Zimmermann (Hg.), Kompendium der Gleichnisse Jesu, Gütersloh 2007*

*Ulrich Wilkens, Das Evangelium nach Johannes, NTD Band 4, Göttingen 2000, 18. Aufl.*

*Klaus Wengst, Das Johannesevangelium 1/4, ThKNT, Stuttgart 2004, 2. Aufl.*

*Hartwig Thyen, Handbuch zum Neuen Testament 6 – Das Johannesevangelium, Tübingen 2005*

*Hermann Pasch, Abendmahlsterminologie außerhalb der Einsetzungsberichte. Erwägungen zur Traditionsgeschichte des Abendmahls, in : ZNW 62, 1971*

*Rudolf Pesch, Leben für alle. Das Wunder der Brotvermehrung, Frankfurt 1998*

*Heinz Zahrnt, Aufklärung durch Religion. Der dritte Weg. München 1980*

*Jürgen Moltmann, Das Kommen Gottes. Christliche Eschatologie, Gütersloh 1995*

*Meinhard Miegel, Welches Wachstum und welchen Wohlstand wollen wir? (Essay).*

<http://www.bpb.de/apuz/139182/welches-wachstum-und-welchen-wohlstand-wollen-wir-essay?p=0>

---

<sup>7</sup> Jürgen Moltmann, Das Kommen Gottes. Christliche Eschatologie, Gütersloh 1995, 325.